

Jamie und Silas oder Marie und Maximilian?

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **62 (2006)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jamie und Silas oder Marie und Maximilian?

Von Renate Bebermeyer

«Namen sind Schall und Rauch» – und «nomen est omen»: beide Zitate gelten als geflügelte Worte und werden ganz selbstverständlich für den jeweiligen Aussagezweck in autoritativen Anspruch genommen. Hat Goethe Recht – oder Plautus?

Richtig ist, dass Personennamen neben ihrer bürokratischen Funktion im ganz normalen Alltag eine zwischenmenschliche Rolle spielen. Familiennamen zeigen Zugehörigkeit an, womit gelegentlich sogar ein gewisser Stolz («auf die Sippe») verbunden ist. Sie werden auch gerne spielerisch oder geistreichelnd verdreht; zum Spass, aber auch etwa, um den Namen als «Waffe» zu benutzen im zaunachbarlichen Austausch oder anderen problematischen Begegnungsfällen.

Vornamen sind im Alltag noch wichtiger als Familiennamen; ein neuer Erdenbürger ist erst dann wirklich angekommen, wenn die Anonymität aufgehoben, d. h. wenn bekannt ist, wie sie/er heisst.

Vor diesem Hintergrund findet die Veröffentlichung der «Vornamen des Jahres» jeweils beträchtliches Interesse. Diese Mitteilungen werden gelesen wie Meldungen über die beliebtesten Urlaubsziele oder über die bevorzugten Freizeitbeschäftigungen, signalisieren sie doch «irgendwie», was «angesagt» ist (ganz egal, wie man dazu stehen mag). Viele Leserinnen und Leser prüfen diese Trendmeldungen spontan und oft unbewusst anhand ihres real existierenden Alltags. Und da wird man dann vielleicht plötzlich gewahr, dass in letzter Zeit mehrere Arbeitskolleginnen oder -kollegen tatsächlich nach YX geflogen sind oder auf einmal «jeder» von demselben Trendsport spricht.

In Deutschland waren 2004 Maximilian und Marie die «Namen des Jahres». In unmittelbarer Nähe zu dieser Meldung war im Lokalteil einer Tageszeitung – wohl rein zufällig – ein Bericht über ein junges Paar, die beiden waren auch im Bild zu sehen – zusammen mit ihren zwei Kleinkindern, deren Namen – Jamie und Silas – viele wohl als zeittypischer empfunden haben dürften als Maximilian und Marie.

Was sagt die Wissenschaft dazu? Der «Sprachdienst» (2/04, GfdS Wiesbaden) schreibt im Rückblick auf den Beobachtungszeitraum (seit 1978): «Auffällig

ist die Kontinuität. Allgemein lässt sich rückblickend feststellen, dass sich der Wandel in der Vornamengebung offensichtlich nicht über einige wenige Jahre, sondern zumindest über zwei, drei Jahrzehnte erstreckt.»

Wirklich? Der «Sprachspiegel» hat da anderes «aufgeschnappt» (1/2004). Hier wird mit absoluten Zahlen gearbeitet und festgestellt, dass z. B. Lea – deutsch-schweizerische Spitzenreiterin im Jahre 2003 – an nur 1,3% der neugeborenen Mädchen vergeben wurde. Daraus folge, dass keine Gefahr bestehe, «dass plötzlich fast alle Kinder gleich heißen».

Wer das liest, stimmt aufgrund eigener Beobachtungen spontan zu, fragt sich jedoch zugleich: Wie steht es denn mit diesen Trends wirklich? Gibt es vorherrschende Modenamen? Was ist bei der Vornamengebung «in» beziehungsweise «angesagt»?

Den Bewohnern der Universitätsstadt Tübingen (und Umgebung) wird das diesbezügliche Beobachten und Hinterfragen leicht gemacht: Die vielen Geburten werden fortlaufend allvierzehntäglich veröffentlicht; mit Namen des Kindes, der Eltern und deren Anschrift; selbstverständlich nur mit Einverständnis der Eltern, das jedoch offensichtlich häufig vorliegt.

Aus dieser jedermann zugänglichen «Tagblatt-Perspektive» könnte man, die letzten fünf Jahre überblickend, plakativ sagen: Kommt ein Name fünf- bis sechsmal im Jahr vor, hat er das Zeug zum Spitzenreiter.

So beneidenswert leicht kommt man hier an die Spitze. Unter solchen Umständen waren Maximilian und Marie eben ein bisschen auffällig – aber andere (Rebecca, Luca, Luis, Noah ...) eben auch, nur ein bisschen weniger.

Schaut man auf der Trendsuche genauer hin, ist das Zweinamen-Prinzip unverkennbar. Das ist gewiss nichts ganz Neues; neu ist freilich, dass in der Veröffentlichung, die der Standesamteintragung folgt, beide Namen gleichberechtigt nebeneinander stehen.

Welcher Name ist nun der, der im Alltag für die jeweilige Person gilt; welcher ist der «Karteiname»? Eine (nicht repräsentative) Elternbefragung ergab drei vielfach wiederkehrende Antwortvarianten:

1. Der Rufname ist von den Eltern bereits ausser- oder voramtlich festgelegt; dabei fällt die Wahl gleichermassen auf den ersten wie auf den zweiten Namen.

2. Die Frage wird bewusst offen gelassen. Der Rufname werde sich ergeben; der Wunsch des Kindes sei später massgeblich.
3. Beide Namen sollen zusammen als Rufname gelten.

Letztere Variante erledigt sich meist im Laufe der Zeit von selber: Die Klassenlisten der Schulen weisen fast ausschliesslich einen einzigen Vornamen aus, und die veröffentlichten Namenlisten der Kommunionkinder des Jahres 2005 (aus 20 Orten im Umkreis Tübingens) berücksichtigen nur einen Vornamen; dasselbe gilt für die Liste der Konfirmierten, und das Gleiche zeigt sich auch bei den sich mehrenden Todesanzeigen, die nur die Vornamen angeben (wobei hier auch Kurz- und Kosenamen vorkommen).

Wie sehen nun diese Namenpaare aus? Gibt es da Ungewöhnliches? (Diesbezüglich beschränke ich mich der Einfachheit halber auf die Namen der Kinder deutschsprachiger Eltern, denn ein Pablo ist für spanischsprachige Eltern ein gängiger Name, für deutschsprachige jedoch gezielt ungewöhnlich.)

Da gibt es einmal die Paarungen, bei denen dem durchschnittlichen Leser beide Namen mehr oder weniger bekannt erscheinen:

Ina Klara, Hanna Isabel, Pauline Marie, Luisa Sophie, Evita Marit, Aurelia Pauline, Florian Josef, Jonathan David, Paul Alexander, Max Wilhelm, Moritz Sebastian, Philipp Nils, Justin Raphael ...

Zahlreicher sind die Paarungen, bei denen nur ein Name einem als einigermaßen vertraut vorkommt:

Anouk Mona, Tammy Valerie, Finley Christina, Enola Sofie, Lavinia Susanne, Savanna Valentina, Maya Chayenne, Lilith Bernadette, Levi Lasse, Keanu Marlon, Phoebe Maria, Alessa Ida, Eva Yara, Bibiane Alice, Fenja Ella, Leon Finn, Fynn Rainer, Levi Roman, Moritz Finnegan, Melwin Lleyton, Jan Tadzio, Miguel Pablo ...

Und es gibt die Paarungen, bei denen einem beide Namen eher «spanisch vorkommen», wie man früher gesagt hätte:

Anuk Sita, Fiona Naomi, Estella Luna, Linea Philin, Naemi Joy, Kiara Michal, Nic Floris, Austen Flynnman, Finn Jendrix, Liv Teetje ...

Dabei wird deutlich, dass bei diesen Doppelnamen die einzelnen Namen meist unabhängig voneinander aus dem Reservoir dessen zusammengestellt werden, was werdende Eltern hören, lesen, im Urlaub entdecken oder in Namenbüchern gezielt suchen. Die Namen müssen nicht notwendig zusammenpas-

sen. Während Quintus Maximilian noch relativ einheitlich an lateinisch-römische Grösse erinnert, ist es etwa bei Romeo Joshua, Connor Erhardt, Laureen Fabienne, Lars Cedric, Louis Hieronimus, Robin Noah oder Justin Kalle erheblich schwieriger bzw. unmöglich, einen gemeinsamen Nenner zu finden.

Unter den Doppelnamen sind – allerdings selten – auch welche, die ziemlich fragwürdig anmuten: Sophia Loreen, Mona Lisa, Lola Mercedes, Lorelay Marleen. Sie zeigen jedoch besonders krass, was für viele dieser Doppelnamen typisch ist: Sie stammen aus dem gesamten globalisierten Namen-Markt; gefragt ist der Multi-Kulti-Name mit Niveau.

Die Familientradition hat für die Namengebung offensichtlich weithin ausgedient. Das gilt freilich nicht für Geburten in dynastischen Kreisen, wo jeweils in den Medien ja darauf hingewiesen wird, welcher der mehreren gewählten Vornamen von welchem Familienmitglied schon getragen wurde.

Bei Jedermanns jedoch zählt offenkundig die (vermeintlich) elitäre Einmaligkeit. Gesucht ist der gleichsam massgeschneiderte, der Designer-Name. Der Name soll – in unüberlegter Vorwegnahme der Zukunft – den neuen Erdenbürger zu einer einzigartigen Persönlichkeit machen. In unserer von sozialen Ansprüchen geprägten Gesellschaft wird dem Prestigekind der Künstlername gleich mitgegeben: Nomen soll/muss omen sein!

Wenige Kinder pro Familie – was ja heute die Regel ist – führen in erhöhtem Masse dazu, dass, was ja auch wünschenswert ist, jedes Kind als ein besonderes Geschöpf betrachtet wird. Aber unsere Sucht nach Superlativen macht aus dem liebenswerten Geschöpf die ureigene, einmalige Kreation eines Elternpaares, die entsprechend – eben durch eine wohlkomponierte Nameneinheit – auch plakatiert werden muss.

Der Trend scheint freilich auch seine Tücken zu haben. Auch auf dem globalisierten Markt der Namen ist das Angebot riesig; man ist der Qual der Wahl ausgesetzt, und wohl als ein Versuch, diese zu lindern, greift man zur offenkundig zunehmenden Dreinamigkeit. Da gibt es den Marius Avery Titus, den Julian Philipp Lionell, den Nicolas Raoul Casper, den Hannes Ben Arthur oder die Savanna Valentina Olivia, die Afra Berenike Lilli, die Lara Sina Noe oder die Ophelia Jade Siriane ...

(Hier ist vielleicht doch der Moment gekommen, wo ich, um allfällige Verdachte zu zerstreuen, darauf hinweisen muss, dass ich alle diese Namenge-

bungen nicht etwa selbst erfunden, sondern tatsächlich aus den einschlägigen offiziellen Verlautbarungen bloss abgeschrieben habe.)

Der Trend scheint mir überdies auch Abnützungerscheinungen zu zeitigen. Feststellbar ist, dass die Zahl der Eltern, die, wohl um eben vom Trend sich abzusetzen, nur noch einen Namen vergeben. Dabei handelt es sich oft um Rückgriffe auf «veraltete» Namen, wie Paula, Hanna, Anne, Lotte und Klaus, Paul, Andreas, Michael, Felix, oder um ausgefallene Namen, wie Enya, Junia, Celi-na, Melina, Jolina, Siska und Radost, Arik, Timmi, Jurek, Tadzio.

Der Name gilt also weitgehend als Programm; wie beim Papst: «Seit 100 Jahren ist der Name der Päpste Programm», hiess es bei der Wahl des Namens Benedikt durch den neuen Papst. Während es bei den Papstnamen jedoch ausdrücklich um Vorbilder im Amt geht, geht es bei Jedermanns Kronprinzessinnen und -prinzen um den individuellen Wunsch nach Einmaligkeit.

Das einmalige, das besondere, das Elite-Kind!? Dabei hört man zunehmend doch den Vorwurf, die Eltern delegierten die Erziehung dieser ungewöhnlichen Geschöpfe weithin an Kindergarten und vor allem an die Schule. Aber das ist vielleicht gar nicht so paradox und sollte uns nicht verwundern: Kronprinzen und -prinzessinnen wurden noch nie von ihren Eltern erzogen. Bei Königs hat(te) man dafür bezahltes Personal, bei Jedermanns eben die mit Steuergeldern finanzierten Bildungsanstalten.